

Predigt zu Apg. 4,32-37

Bernhausen, 14.06.2020, Dekan Gunther Seibold

Einleitung

Liebe Gemeinde, vorhin haben wir von Jochen Holzwarth gehört, wie bei uns in der Gemeinde Menschen Geld und Engagement einsetzen für andere, für das Reich Gottes.

Ohne das Teilen von Gaben ist christliche Gemeinde nicht denkbar. Zum christlichen Glauben gehört soziale Gerechtigkeit und – auch eine Freiheit von irdischen Gütern, weil wir um deren Vergänglichkeit wissen. „Geld und Gut auf Erden rosten oder fressen die Motten,“ hat Jesus gesagt, „sammelt euch daher Schätze im Himmel, wo sie nicht rosten und nicht von den Motten gefressen werden!“

Jesus selbst hat am konsequentesten so gelebt. Wir wissen von nichts, was ihm gehört hätte. Kein Haus, keine Güter, nicht einmal seine Kleider - die werden am Ende unter Soldaten verteilt.

Wie Jesus gelebt hat, muss sich auf das Leben in seiner Nachfolge auswirken. Nachdem wir den Einstieg hatten damit, wie bei uns Geld und Güter in der Gemeinde geteilt werden, nimmt uns der Predigttext hinein in das Leben der allerersten Gemeinde in Jerusalem, oft Urgemeinde genannt.

Predigttext: Modell Jerusalem

Wir hören auf Apostelgeschichte 4, die Verse 32 bis 37: Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte

das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte. Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig, der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

Lukas zeichnet hier ein Idealbild von Gütergemeinschaft: Wer Christ wird, wird in eine großartige Gemeinschaft aufgenommen, wo alle füreinander sorgen. Er braucht nichts Eigenes mehr. Dazu gehört, dass jeder alles Eigentum, was er hat, verkauft und den Erlös in die Gemeinschaft einbringt. Ein Beispiel für die Freude, mit der die Güter geteilt werden, ist Barnabas, der einen Acker verkauft und das Geld in die Gemeindeversammlung mitbringt. Ich stelle mir sein strahlendes Gesicht dazu vor, auch die Freude in den Gesichtern der Apostel und in der Versammlung. Vielleicht haben sie spontan „Danket, danket dem Herrn!“ gesungen.

Zweites Modell: Philippi

Im Neuen Testament gibt es noch ein zweites Modell von Gemeinde. Ich nenne es das Modell Philippi. Von Philippi im mazedonischen Griechenland erfahren wir, dass Paulus dort die erste Gemeinde in Europa gründete. Bei den ersten, die sich taufen ließen, war Lydia, die in Apostelgeschichte 16 mit ihrem Beruf genannt wird: Purpurhändlerin. Sie hat also einen Laden für Luxusgüter.

Viel spricht dafür, dass sie diesen Laden nicht verkauft hat, sondern weiter effektiv gewirtschaftet hat und damit Geld verdiente, das sie dann für das Reich Gottes geben konnte.

Paulus lobt später im Philipperbrief, wie die Gemeinde für ihn gesorgt hat, also seinen Lebensunterhalt bestritten hat. Und sie haben ihm auch noch Geld geschickt für seine Mission. Nicht zuletzt ist davon auszugehen, dass Philippi gemeint ist, wo Paulus im 2. Korintherbrief von vorbildlichen Gemeinden in Mazedonien berichtet im Zusammenhang seiner Spendenaktion für Jerusalem.

Im Zusammenhang der Spendenüberbringung kommt in Apostelgeschichte 20, also 16 Kapitel später als unser Predigttext, die Gemeinde in Jerusalem wieder vor. Insgesamt ist erkennbar, dass die Jerusalemer Gemeinde offenbar einen Hilferuf losgelassen hatte, weil sie mittellos geworden war. Das Modell der Gütergemeinschaft hat irgendwann nicht mehr funktioniert. Es kann nur funktionieren, wenn Menschen neu zum Glauben kommen, die Besitz haben, den sie verkaufen können. Oder eben durch Spenden von außen.

Beide Modelle bleibend wichtig

Von diesen beiden Modellen aus der biblischen Zeit springe ich wieder in die Gegenwart. Bis heute gibt es diese beiden Modelle in der Christenheit.

In den Pfingstferien war ich ein paar Tage im Odenwald und nicht weit weg war dort eine Kommunität, also eine christliche Lebensgemeinschaft. Ich wusste davon und wollte den Ort einmal besuchen, Reichelsheim im hessischen Odenwald, wo es seit den 70er-Jahren die „Offensive Junger Christen“ gibt. Heute sind nicht mehr alle jung, aber ich war doch erstaunt, dass die Verjüngung dort funktioniert hat und heute um die 100 Menschen unterschiedlichen Alters dazugehören. Wer sich entscheidet, mitzuleben, teilt Leben, Zeit und Besitz mit den anderen. Einen Teil ihres Bedarfs erwirtschaften die Mitglieder mit ihrer Arbeit, aber das Projekt ist gleichzeitig auf Spenden von außerhalb angewiesen. Also ist einiges so wie in der Gemeinde damals in Jerusalem.

Wir leben als Kirchengemeinde eher nach dem Modell Philippi. Und meine Überzeugung ist, dass es heute so ist wie damals in biblischer Zeit: Es braucht beide Modelle.

Die kommunitäre Lebensform, die in Klöstern und Kommunitäten gesucht wird, halte ich weiterhin für wichtig, weil sie der Versuch ist, die christliche Gemeinschaft möglichst vollkommen zu

verwirklichen. Jesus selbst hat konsequent so gelebt und hat mit seiner Jüngergemeinschaft von Spenden anderer gelebt.

Auf der anderen Seite aber braucht es das Christentum, das diese Spenden erwirtschaftet. Am Anfang dominierte im Christentum noch die Überzeugung, dass man keine Güter mehr brauche, weil Jesus bald wiederkomme. Heute wissen wir, dass Gott damit noch gewartet und ein Christentum berufen hat, das wirtschaftet, am erfolgreichsten in einer sozialen Marktwirtschaft.

Auch wenn die Urgemeinde im Predigttext ein Vorbild bleibt, ist es doch gleichfalls in Ordnung, Gemeinde nach dem Vorbild von Philippi zu sein, wo Geld verdient wird, mit dem anderen geholfen werden kann.

Das Modell Philippi ist sogar das Schwierigere: Bei dem Jerusalemer Modell war die Regel einfach: alle geben alles ab. Da gilt es keine schwierigen Abwägungen zu treffen.

Wie viel kann und will ich geben?

Beim Modell „Wirtschaften und Spenden“, also behalten und geben, ist es viel schwieriger, das rechte Maß zu finden für sich. Wieviel kann und will ich geben?

Viele sind dankbar, wenn es dazu Hilfen gibt. Ich verstehe die Kirchensteuer durchaus in diesem Sinne als sehr hilfreich: Weil sie allgemein ist und eine Pflicht, muss ich nicht groß darüber nachdenken. Wenn meine Entscheidung ist, bei dieser Kirche zu sein, dann gehört die Kirchensteuer dazu und sie ist sogar ziemlich gerecht, weil die, die viel verdienen, mehr bezahlen als die, die wenig verdienen. Und wer nicht verdient, zahlt sogar nichts. An dieser Stelle ein herzliches Danke an alle, die Kirchensteuer zahlen und damit für den Grundstock unserer kirchlichen Arbeit in der Gemeinde sorgen!

Auch in der Bibel gibt es so ein Maß, das eine Hilfe sein kann bis heute: Es besticht durch seine Einfachheit in der Berechnung. Den

Zehnten für Gott geben, das war die Regel, die bis heute passen kann, vor allem wo kleinere Strukturen sind als in der Volkskirche.

Ich möchte zum Thema Spenden aber auch noch einen anderen Ansatz weitergeben, wie er sich in einer Überflussgesellschaft nahelegt. Eine solche gab es bisher in der Geschichte noch nie so wie heute. Sie betrifft zu einem guten Teil auch die christliche Gemeinde.

Dieser Ansatz für die Überflussgesellschaft geht nicht aus vom Verdienst, sondern vom Verbrauch.

Mehr zu verdienen als andere, halte ich nicht für ehrenrührig. Mehr zu verbrauchen als andere, bedarf dagegen einer der kritischen Reflexion.

Ich bin nicht dagegen, dass Fußballprofis oder Manager viel und sogar sehr viel verdienen. Wenn das nach den Regeln des Marktes ist, ist es gut gewirtschaftet und gerechtfertigt. Es kommt nicht drauf an, wieviel jemand verdient, sondern wie er damit umgeht. Ein Unternehmer muss viel verdienen, um vielen Menschen Arbeit und Brot zu geben.

Wer dann feststellt, dass er mehr verdient, als er braucht zum Wirtschaften und zu einem einfachen, gesunden und guten Leben, kann dadurch eine große Freiheit gewinnen. Die Freiheit, mit Leichtigkeit geben zu können! Eine christliche Freiheit. Diese Freiheit kann sich darin zeigen, anderen abzugeben.

Mit der Frage: Wie viel brauche ich? Kommt bei Leben im Überfluss bei vielen mehr heraus, was übrig ist, als der Zehnte. Wenn ein Manager 100 x mehr verdient als eine Durchschnittsverdienerin, dann hat er, selbst wenn er 3 x so viel braucht wie sie, dennoch 97 Durchschnittsgehälter übrig zum Abgeben.

Wie viel brauche ich und was habe ich übrig? Dazu kann man in der aktuellen Zeit auch ein kleineres Beispiel machen: Wer jetzt in Corona-Zeiten wie immer sein Gehalt bezogen hat, aber mangels

Freizeit- oder Reismöglichkeiten ein paar Tausend Euro gespart hat, hat sie aller Wahrscheinlichkeit nach übrig. Ob es dann nicht gut angelegt wäre für die, die in Corona-Zeiten Geld verloren haben und mit ihrer Existenz kämpfen?

Wie wir vorhin im Interview gehört haben, wird vielen Menschen bei runden Geburtstagen bewusst, dass sie eigentlich alles haben, was sie brauchen, und als Geschenk eine Spendenaktion machen können. Ich finde auch, dass man mit Kindern darüber reden kann, ob sie das Erbe brauchen oder wieviel davon. Ich glaube, dass es zu guten Gesprächen dabei kommen kann, weil eine Freiheit dabei ist.

Schluss

Es ist immer schön, wenn wir in einer Lage sind, wo wir geben können. Ich kenne zwar die wissenschaftlichen Studien dazu nicht, aber ich bin sicher, dass die recht haben, die sagen: Spenden macht glücklich. Wer spendet, erlebt Glück. Was wir gegeben haben, das bleibt uns eher als alles, was wir behalten haben.

In biblischer Zeit gab es beides: Die christlichen Idealisten, die auf Spenden angewiesen waren, und die Gemeinden, bei denen es Begüterte gab, die diese Spenden geben konnten. Lassen Sie uns füreinander da sein im Geben und Nehmen

und in Freiheit mit dem umgehen, was wir geben können. Die einen geben Geld, die anderen Beten oder Tatkraft. Wir können eine glückliche Gemeinde sein mit dem biblischen Motto: „Lasst uns einander dienen, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat.“ Amen.